

Frauenstimme

Nr. 23 + 43. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

11. November 1926

Die österreichische Frauenorganisation

Die Frauen nehmen in Oesterreich einen größeren Anteil an den politischen Bewegungen als sonstwo in den übrigen Ländern. Diese starke Anteilnahme der Frauen an dem politischen und sogar organisatorischen Leben der Sozialdemokratischen Partei ist besonders beachtlich in einem Lande des schwärzesten Klerikalismus. Wenn wir den großen Anteil der Frauen an der Zahl der organisierten Sozialdemokraten auf ganz besonders günstige Verhältnisse zurückführen wollten, dann würden wir uns gründlich täuschen, denn die Indifferenz und Beschränktheit und der Unverstand sind in Oesterreich genau so ausgeprägt wie etwa in dem bayerischen Musterstaate. Bessere politische Arbeitsbedingungen sind keineswegs vorhanden, denn der vorrepublikanische staatliche Zustand, die proletarischen Kampfbedingungen und die klassenpolitischen Kampferfolge waren in Oesterreich nicht wesentlich besser als in Deutschland.

Und trotz der ähnlichen, wenn auch nicht ganz gleichartigen Vorbedingungen brachte es die österreichische Frauenbewegung der Partei zu der ansehnlichen Mitgliederzahl von etwa 170 000 organisierten Sozialdemokratinnen. Damit eroberten die Frau 28 Proz der Gesamtmitgliedschaft der Sozialdemokratischen Partei Deutsch-Oesterreichs, oder noch plastischer ausgedrückt, ein Drittel der Gesamtpartei sind Frauen und Mädchen. Diese imponierende Zahl von organisierten Frauen und Mädchen ist nicht erreicht worden durch Ausnutzung eines einmaligen Begeisterungsrausches, sondern nur durch mühselige und schwierige und immer unermüdete Arbeit an der Masse der Frauen und an der einzelnen Frau.

Um an die Masse der Frauen heranzukommen, genügt nicht allein die Ausgabe einer Zeitung, sondern muß eine ganz auf die Psyche der Frau eingestellte Frauenzeitschrift und Werbeseite herausgebracht werden, die in ihrer psychologischen Aufmachung die Frau wirklich interessiert und zum Lesen reizt. Als Muster eines solchen stark gelesenen Frauenblattes kann man die Zeitschrift der Oesterreicher „Die Unzufriedene“ bezeichnen, denn sie erscheint nicht nur in der städtischen Auflage von 122 000 Exemplaren, sondern sie wird auch tatsächlich gelesen und zwar nicht nur in der Großstadt Wien. Gerade ihre starke Verbreitung auf dem Lande sicherte der österreichischen Frauenbewegung den Erfolg, beträgt doch die Auflage für das Land gerade die Hälfte der Gesamtauflage. Neben der Zeitschrift „Die Unzufriedene“ leistet auch die von der Sozialdemokratischen Partei herausgegebene Monatschrift „Die Frau“ mit ihren 164 000 Exemplaren außerordentlich bedeutsame Werbendienste. Dieses instruktive und auf das Lesebedürfnis der Frauen eingestellte Monatsblatt wird den Frauen monatlich bei der Einkassierung des Parteibeitrages unentgeltlich übergeben und nur der Wunsch dabei ausgesprochen, daß es eingehend und mit größtem Interesse gelesen werden soll. So geht die österreichische Partei an die Masse der Frauen heran und holt sie mit gutgeleiteten Frauenzeitschriften.

An die einzelne Frau kann man wie bei jeder anderen persönlichen Werbung nur durch mündliche Agitation herankommen. Der Erfolg der österreichischen Frauenbewegung ist zum Teil auf die Tätigkeit der Frauenkomitees zurückzuführen, die selbständig Wochen hindurch in allen Städten und Dörfern nur Frauen werben, den sogenannten Frauentag organisieren, über 400 Frauenversammlungen in allen Bundesländern im letzten Jahr

veranstaltet hatten und dann die großzügige Werbearbeit mit dem tatsächlichen „Frauentag“ abschlossen, der dann einen künstlerischen Charakter erhält. Diese Frauenwerbearbeit führt zu starken Erfolgen und macht erst die große Zahl der organisierten Frauen begreiflich. Wie wäre auch sonst der größere prozentuale Anteil der Frauen an der Gesamtzunahme möglich, der über 3 Proz. bei den Frauen gegenüber den 2½ Proz. der Männer beträgt. Nur intensivste agitatorische Kleinarbeit führt zu einem solchen zahlenmäßig ausdrückbaren Erfolg.

Aus Anlaß der Ueberschreitung der ersten Hunderttausend veranstalteten die Wiener mit ihren 100 641 organisierten weiblichen Mitgliedern ein Fest für die weiblichen Vertrauenspersonen, das wiederum psychologisch so wirkungsvoll veranstaltet wurde, daß neue Begeisterungsimpulse für noch eifrigere Arbeit für die Partei geweckt wurden.

Der Erfolg der österreichischen Frauenbewegung ist weniger auf die Wirkung einer klassenmäßigen Politik, als vielmehr auf das tiefe Eingehen der führenden Genossinnen und Genossen und helfenden Mitglieder auf die schlichte Seele der schaffenden Frau und der arbeitenden Mädchen. Und wenn auch die wirklich vorbildliche Schulungsarbeit der tätigen Genossinnen in den Frauenschulen und Schulungskursen zur Heranbildung von tüchtigen und ihren Aufgaben gewachsenen weiblichen Funktionären führt, so ist das wohl eine der Ursachen für die Erklärung des Erfolgs der österreichischen Frauenbewegung der Sozialdemokratischen Partei, erklärt aber noch lange nicht alle Ursache, deren Bedeutsamste wohl in der psychologischen Behandlung der Frauen durch die Partei enthalten sind.

Aus dieser klaren Erkenntnis ergibt sich auch für unsere Partei die Notwendigkeit der tieferen psychologischen Behandlung der Frauen, um durch größere organisatorische Erfassung der Frauen die Gesamtarbeit der Sozialdemokratischen Partei herbeizuführen. Die notwendigen psychologischen Behandlungsmittel und -Methoden können wir von den österreichischen Genossinnen und Genossen lernen, die viel mehr wie wir auf die Seele des Menschen einzuwirken versuchen. Haben wir einmal von der Seele des Menschen Besitz ergriffen, ist er uns innerlich verbunden worden, und kann er sich nicht mehr aus dieser seelischen Verbundenheit mit den organisatorischen Formen der sozialistischen Bewegung herauslösen, dann gehört der Mensch mit Herz und Gehirn der großen Bewegung der international verbundenen Arbeiterschaft, und widmet sein Leben der Aufgabe, zu arbeiten an der Idee des Sozialismus. Und die Frauen wollen wir aus ihrer seelischen Einstellung zur Welt für unsere große Idee und Bewegung gewinnen.

Frauen im Konflikt mit den Gesetzen.

Die Kriminalstatistik für das Jahr 1924, die erst jetzt veröffentlicht wurde, zeigt im Vergleich zum vorhergehenden Jahr einen beträchtlichen Rückgang der Zahl der Verurteilungen. Dieser Rückgang ist in gleichem Maße auch bei den Frauen zu konstatieren, die ohnedies schon in viel geringerer Zahl in Konflikt mit den Gesetzen geraten. Im Jahre 1923 wurden rund 783 000 Männer und 171 000 Frauen wegen Verbrechen oder Vergehen gegen Reichsgesetze verurteilt. Im Jahre 1924, dem ersten Jahr mit stabiler Währung, gingen die entsprechenden Zahlen zurück auf 633 000 Männer und 129 000 Frauen. In beiden Jahren waren also etwa 17 Proz. der Verurteilten weiblichen Geschlechts.

Die Zahl der verurteilten Frauen war besonders niedrig bei allen Delikten, die mit besonderer Kraftanwendung verknüpft sind. Die Verurteilungen, die wegen Mord, Raub, Gewaltanwendung gegen Beamte, Sittlichkeitsverbrechen, gefährlicher Körperverletzung und ähnlicher Verbrechen erfolgten, betrafen Frauen nur in verhältnismäßig sehr kleiner Zahl. Dagegen wurden verhältnismäßig viele Frauen verurteilt wegen Meineid und anderer Verletzungen der Eidespflicht und wegen Beleidigung. Fast ein Viertel aller Verurteilungen, bei denen es sich um Zuwiderhandlungen gegen die aus Anlaß des Krieges und der Uebergangszeit erlassenen Strafvorschriften handelte, ergingen gegen Frauen. Mit der Zunahme der Frauenarbeit in Handel und Gewerbe nahm auch die Zahl der wegen Preiswucher, wegen Nichtanbringung eines Preisverzeichnisses und wegen unbefugter Ein- und Ausfuhr von Waren und wegen ähnlicher Delikte verurteilter Frauen zu.

Wegen Abtreibung, wegen Verbrechen gegen die §§ 218 bis 220 wurden im Jahre 1923 1171 Männer und 2506 Frauen verurteilt. Im Jahre 1924 stieg die Zahl auf 1569 Männer und 4106 Frauen. Diese Zahl steht in keinem Verhältnis zu der Zahl der tatsächlich vorgenommenen Abtreibungen. Nur ein ganz geringer Teil der Schwangerschaftsunterbrechungen führt zu Konflikten mit den Gerichten. In der Steigerung der Zahl der verurteilten Frauen von 2500 auf 4100 drückt sich nicht eine — möglicherweise auch subjektiv vorhandene — Zunahme der Schwangerschaftsunterbrechungen aus. Es spiegelt sich in ihr die wachsende Tendenz der Gerichte zur Strafverfolgung und Verurteilung wegen dieses Deliktes. Glücklicherweise haben die Bemühungen unserer Partei auf Beseitigung der §§ 218 bis 220 bisher wenigstens den Erfolg gehabt, daß nun an Stelle der schweren Strafen mildere Urteile möglich sind.

Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die Kriminalität der Frauen trotz der starken Beteiligung der Frauen am öffentlichen und beruflichen Leben ganz beträchtlich hinter den entsprechenden Zahlen für das männliche Geschlecht zurückbleibt.

Selbsttätige Erziehung.

Wißt ihr, wann ich mich am wohlsten fühle in meiner Kinder-schar? Wenn ich überflüssig werde. Wenn sie mich so sachte beiseite schieben und dies wichtige Ding, Erziehung genannt, selbst in die Hand nehmen. Ihr staubt's nicht, daß diese Räder sich selbst erziehen können, diese unfertigen, hilflosen Geschöpfe? Nun, ich gebe zu: lange dauert's ja nie, dann liegen sie wieder auf der Nase und ihr Geschrei hallt durch das Haus und ich muß hinlaufen und sie wieder auf die Beine stellen.

Aber glücklich bin ich doch, wenn sie sich wieder losmachen und allein herumtapsen und den Mut haben, hinzufallen und vielleicht auch schon den schwachen Versuch zeigen, allein sich wieder hochzutrabeln.

Selbsttätige Erziehung des Kindes — das ist Maria Montessoris Erziehungsideal. Schon das Kleintind bringt es fertig, seine Erziehung in die winzigen Patschhändchen zu nehmen und zunächst mit den äußeren Dingen der Umwelt fertig zu werden. Das Kind, das früh gelernt hat, selbst sein Schuhband zu binden, selbst sein Höschen zuzuknöpfen, selbst das Taschentuch gebrauchen und das Hütlein aufsetzen kann, das die Milch eingießt, ohne sie zu verschütten, die Stube aufräumen hilft, Blumen und Tiere pflegt — dies kleine Menschentind tritt dem Leben mit solcher Sicherheit entgegen, daß es bald auch die Bildung seines Charakters beherzt in beide Hände nimmt.

Und dann ist's schön, wenn wir Erzieher so ganz still beiseite treten, nachdem wir dem werdenden Menschentind freie Bahn gegeben haben.

Ich muß an dich denken, Gerda. Als du zu uns kamst, warst du ein Blumentoppflänzchen. Da lebtest du bei uns auf, wurdest ein richtiges Gartenplänzchen und wurdest übermütig, zu übermütig! Der ganze Mädelschulsaal geriet in Aufregung, und abends war dein schwarzes Köpschen in jedem Bett zu finden, nur nicht in deinem. Da habe ich mit dir gesprochen. Sieh, ich gab dir, gab euch meinen ganzen Tag. Einen ganzen langen Arbeitstag. Und da brauche ich die Nacht zur Ruhe und den Abend zu einem bißchen Freude. Und das willst du mir auch noch nehmen! Du wurdest ganz still, Gerda. Um so lauter und erlauter erzählten's bald die anderen. „Die Gerda hat sich's vorgenommen, kein einziges Wort mehr im Schlafsaal zu sprechen!“ Und sie hielt's!

Die Kinder machen ihre Betten allein, nur die Kleinen werden noch nicht ganz damit fertig. Da müssen die Großen helfen. Gewiß, sie versprechen's — und vergessen's. „Seht mal, Kolfs Bett ist noch nicht gemacht.“ sage ich mit sanftem Vorwurf. „Er hat ja nichts gesagt.“ entschuldigend sie sich mit schlechtem Gewissen. Aber Erwin sagt: „Man muß es auch machen, wenn er nichts sagt.“ und schon greift einer nach der Bettdecke. Ach Erwin, wie schön war's, daß du das sagtest und nicht ich.

Und dann muß ich noch erzählen, wie ich einmal ein furchtbarer Tyrann war, bis ihr mich abgelöst und die Tyrannie umgewandelt habt in selbstgewolltes Fügen. Das war zur Blaubeerzeit. Ihr wart spazieren gegangen und kamt nicht nach Haus. Da, eine Stunde nach der festgesetzten Abendbrotszeit erschienen ihr, selig, mit blauen Mäuschen, und meine Helfer erklärten empört und resigniert: „Es war unmöglich, die Gesellschaft von den Blaubeeren wegzutreiben. Alles Rufen und Schimpfen war umsonst.“ Wie verstand ich eure unbegrenzte Hingabe an die Blaubeeren! Und doch, ihr hattet euch eine Sünde wider die soziale

Ordnung zuschulden kommen lassen, und das durfte nicht sein. Da gab es eine Rede: „Ihr seid eine Stunde zu spät nach Hause gekommen. Wißt ihr, was das bedeutet? Das bedeutet, daß alle Leute, die für euch arbeiten, eine Stunde später ins Bett kommen. Denn die Abendrottelser kommen später zum Abwaschen in die Küche, und wir, die euch beim Waschen helfen, haben auch länger zu tun. Wir müssen gegenseitig aufeinander Rücksicht nehmen. Und damit ihr daran denkt, dürft ihr die ganze Woche lang keine einzige Blaubeere essen. Dann werden wir darüber sprechen, was weiter wird.“ Am Ende der Woche traten die Vertrauensleute bei mir zusammen und nach einer fröhlichen Aussprache wurde beschlossen, den Weg zu den Blaubeeren wieder freizugeben unter der Voraussetzung, daß jeder auch die dicksten und saftigsten Beeren sofort verlassen müßte, wenn zum Ausbruch gerufen würde. Und es ging! Die Vertrauensleute halfen tapfer. Sie riefen am lautesten zum Ausbruch und pusteten und schubsten hie und da ein wenig — denn Kinder reagieren nun mal auf das moralische Puffen allein schwer — und so brachte unsere Schar selbst fertig, was wir allein nicht fertig gebracht hätten.

Selbsttätige Erziehung! Gebt Raum frei und laßt sie selbst ihre Geschicke in die kleinen Hände nehmen. Nur helfend und achtgebend müßt ihr noch zur Seite stehn, denn, wißt ihr, sie purzeln noch so leicht um!

Erna Marau.

Jugendliche Selbstmörder.

Der soeben veröffentlichte 22. Band des Statistischen Jahrbuches für den Freistaat Preußen enthält eine wichtige Statistik über die jugendlichen Selbstmörder. Danach begingen in den Jahren von 1890 bis 1924 insgesamt 2650 Jugendliche unter 15 Jahren Selbstmord.

Ueberprüft man die veröffentlichten Zahlen in ihrer Verteilung auf die einzelnen Jahre, so geht daraus hervor, daß in den Jahren von 1919 bis 1924 erheblich weniger Jugendliche Selbstmord verübten als in der Kriegszeit und vor dem Kriege. Im Jahre 1919 nahmen sich 56 Jugendliche das Leben, 1924 waren es 61, während 1916 94 Jugendliche Hand an sich legten und 1912 112. Durchschnittlich begingen in Preußen in den Jahren nach dem Kriege in jedem Jahre 66 Jugendliche Selbstmord, während sich in der Kriegszeit im Jahre durchschnittlich 87 Jugendliche das Leben nahmen und vor dem Kriege 85.

Es ist also die Tatsache zu verzeichnen, daß die Zahl der jugendlichen Selbstmörder neuerdings zurückgegangen ist. Diese Tatsache gewinnt um so mehr Bedeutung, da die Gesamtzahl der Selbstmorde in Preußen in der Nachkriegszeit höher war als während des Krieges und ebenso hoch wie in den letzten Friedensjahren. Es begingen in der Nachkriegszeit im Jahre durchschnittlich 7440 Personen Selbstmord, im Kriege betrug die Durchschnittszahl 6500 im Jahre.

Was lehren uns diese Zahlen? Sie zeigen uns, daß die Erziehungsreformen auf das Familienleben nicht ohne Einfluß geblieben sind. Unser Ruf, dem Kinde mehr Selbstständigkeit zu geben, es zum freien, urteilsfähigen Menschen zu erziehen, ist nicht überhört worden. Heraus mit dem Kinde aus der Knechtseligkeit, hinweg mit aller häuslichen Tyrannerei, und endlich hinweg mit den Prügelpädagogen aus den Schulen — dieser unser Schrei nach mehr Menschlichkeit in der Kindererziehung hat die Gemüter wachgerüttelt. Die Erziehung mit dem Stock, die Art, wie in dem alten wilhelminischen Militärstaat Kinder erzogen wurden, ein Erziehungssystem, das wir immer als fluchwürdig und verdammenswert bezeichnet haben, hat das Kind zur Verzweiflung getrieben. Die Statistik gibt nicht die Gründe an, weshalb die jugendlichen Selbstmord begingen, und doch fühlen wir alle heraus, daß vor allem die falsche Erziehung die Jugendlichen zu dem Verzweiflungsschritt trieb. Hierfür spricht auch eine Statistik in der „Hygienischen Rundschau“ über die Kinderselbstmorde in Baden in den Jahren 1904 bis 1920. Von 43 Kindern, die Selbstmord verübten, wurde in 32 Fällen der Beweggrund zur Tat ermittelt, und was ist das Ergebnis? Fast alle Kinder nahmen sich das Leben aus Furcht vor Strafe. Auch das schlechte Schulzeugnis war einmal der Grund zum Selbstmord.

Das sind Zahlen, die Bände sprechen. Wenn man sich vor Augen hält, daß in Preußen im Jahre 1924 immer noch 61 Jugendliche unter 15 Jahren Selbstmord begingen, so ist das eine Ziffer, die uns auch noch viel zu hoch ist. Für uns soll sie der Ansporn sein, daran zu arbeiten, daß in den folgenden Jahren die Zahl der jugendlichen Selbstmörder immer geringer wird. Und gerade, weil sie noch so hoch ist, zeigt sie uns, wieviel von dem alten Erziehungssystem noch übrig geblieben ist. Es fällt hier die Schuld allein auf die Schule, deren Reformbedürftigkeit in der Erziehungsfrage gerade immer von uns betont wird. Ein wesentlicher Teil der Schuld fällt auf das in vielen Familien gelübte Erziehungssystem zurück. Wenn man weiß, daß in einem — wie Rang in dem Buch „Das proletarische Kind in der Gesellschaft“ mitteilt — Jahre nicht weniger als 1250 Kinder an graufamen Mißhandlungen gestorben sind, dann kann man sich eine Vorstellung machen von dem Mißbrauch des „Erziehungsrechts“. Bei der Neuordnung des bürgerlichen Rechts wird man nicht umhin können, die Paragraphen über die erteilte Gewalt im bürgerlichen Gesetzbuch einer anderen Fassung zu geben. Im Paragraph 1631 heißt es: „Der Vater kann kraft des Erziehungsrechtes angemessene Zuchtmittel gegen das Kind anwenden.“ „Angemessene Zuchtmittel“ gegen ein wehrloses Kind!

Wir besitzen noch keine Statistik darüber, bis zu welchem Alter herab Kinder Selbstmord begangen haben. Daß Sieben- und Achtjährige sich das Leben nahmen, sind keine Seltenheiten, die Mehrzahl steht in dem Alter von 12 bis 14 Jahren. Es fällt an der Selbstmordstatistik für den Freistaat Preußen auf, daß im Verhältnis zur Gesamtzahl der Selbstmorde in den Städten die jugendliche Selbstmordziffer höher ist als auf dem Lande. Im Jahre 1924 kamen in Schleswig-Holstein auf 486 Selbstmörder ein Jugendlicher, in Ostpreußen auf 384 ein Jugendlicher, in Sachsen hingegen auf 90 Selbstmörder schon ein Jugendlicher, in Westfalen auf 150 und in Berlin auf 216 Selbstmörder ein Jugendlicher. So zeigt uns die Statistik auch die Selbstverständlichkeit, daß der Lebensstandard einen wesentlichen Einfluß auf die Frage überhaupt ausübt.

Für uns ergibt sich aus allem die Notwendigkeit, auf dem eingeschlagenen Wege zur selbständigen Erziehung nicht nur fortzuschreiten, sondern daran noch auszubauen und zu formen, wo es nötig ist. Wir buchen den Rückgang der jugendlichen Selbstmorde als einen Erfolg unserer Aufklärungsarbeit, aber nicht geben wir uns mit ihm zufrieden. Wir werden weiter arbeiten, und wir geben uns dabei der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo kein Jugendlicher mehr aus Verzweiflung Selbstmord begeht.

Das Martyrium einer Familie.

Vor wenigen Wochen hatte sich der 18jährige Werner L. vor dem Landgericht II wegen Tötung seines Vaters zu verantworten. Dieser, ein vielleicht geisteskranker, lebensfalls ungemein roher und gewalttätiger Mensch, hatte immer wieder Frau und Sohn beschimpft, mißhandelt und bedroht. Der Sohn erschloß schließlich den Vater in der Notwehr.

Mit dem Freispruch des 18jährigen Werner L. ist der Fall für das Gericht erledigt. Höchstens daß der Staatsanwalt noch Revision einlegt. Nicht aber erledigt ist er für den „Vatermörder“ und für die Öffentlichkeit. Jener wird noch lange Jahre bedürfen, um seine Tat innerlich zu überwinden: er wird sie als eine Bürde im Unterbewußtsein mit sich schleppen. Diese aber schuldet sich selbst Rechenschaft über die Ursachen der Tat: sie bedeutet einen Ausschnitt aus dem sozialen Leben. Der Fall geht dem Arbeiterleser und noch mehr der Leserin insbesondere nahe, weil er sich in einem Arbeiterhause halt zugetragen hat: Der Getötete war Schlosser von Beruf, Kommunist in seiner Parteizugehörigkeit, der Knabe war weltlich erzogen worden und hatte die Jugendweihe erhalten.

Der Fall der Familie L. stellt zum Glück ein Sonderereignis dar. Der Getötete war anscheinend ein Paranoiker, litt an Verfolgungswahn und war hemmungslos brutalen Belüsten ausgeliefert. Was aber in dieser Familie in so abscheulich trasser Form vor sich ging, geschieht in gemildeter Form auch in vielen anderen: die Frau aufs ärgste mißhandelt und beschimpft, der Sohn brutal gequält, der Arbeitslohn verpielt, verlossen und verlüdelt, das Zusammenleben eine Hölle. Man glaubt durch die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei seinen bürgerlichen und menschlichen Pflichten Genüge zu tun und vergißt, daß Unmenschlichkeit der Behandlung der Nächsten den Grundanschauungen der menschlichsten aller Lehren, des Sozialismus ins Gesicht schlägt.

Der Unfriede im Hause des L. mag tiefere Wurzeln gehabt haben, — Wurzeln, die im Gerichtssaal nicht bloßgelegt wurden: sie werden letzten Endes in den Geschlechtsbeziehungen beider Eheleute zu suchen und zu finden sein. Etwas muß da nicht gestimmt haben: die Gatten werden nicht zu einander gepaßt haben. Anstatt aber auseinander zu gehen — die Frau war ja auch ohnehin auf ihren eigenen Verdienst angewiesen — blieben sie durch Eheketten aneinander geschmiedet und zerstörten ihr eigenes Leben, wie das Innenleben ihrer Kinder. Der Mann suchte Befriedigung bei anderen Frauen, selbst bei Dirnen und gemein wie er war, beschimpfte er in Gegenwart der Kinder die Frau aufs unflätigste: „Du Sau, du Hyre, ich zahle besser zwei Mark einer Dirne, als ... Ich kann an deiner Stelle zwanzig Weiber haben.“

Was mußte da der Sohn vom Vater denken! Wie sehr mußte er da inneren Halt bei der Mutter suchen, sich um so zärtlicher, weich und empfindsam, wie in den Anschmiegunen sie gerade war, an sie klammern. Das brachte aber den Vater außer sich: er wurde eifersüchtig auf die Liebe des Sohnes zur Mutter; er fürchtete, daß diese im heranwachsenden Knaben einen Beschützer finden würde, wurde haßerfüllt gegen ihn und machte diesen Gefühlen in sinnlosen, unmotivierten Züchtigungen des Sohnes Luft. Da packte den Sohn auch Haß gegen den Vater — was Wunder, daß er nach der Tat auf dem Polizeirevier es aussprach: „an dem Leben des Vaters lag mir wegen dessen Benehmen nichts mehr.“ Der Vater aber ging selbst so weit, die lautereren Beziehungen zwischen Mutter und Sohn zu verdächtigen.

Die Atmosphäre im Hause wurde verbrechenschwanger, als die Frau die Ehescheidungsklage einbrachte. Jeden Augenblick konnte nun ein Unglück passieren. Der Vater war bereits mehr als einmal gegen die Mutter mit Dolch und Eisenstange tödlich geworden. Nur das Dazwischentreten Dritter hatte das Schlimmste verhütet. Auch hatte er schon bei einem Auftritt den Sohn mit dem Hammer niedergeschlagen. Ausdrücke wie Genickbrechen, Garausmachen, Erschießen waren im Munde des L. etwas Alltägliches, Dolch, Beil, Revolver und Eisenstangen waren seine Waffen. Er tobte ununterbrochen. Er wollte die Frau zwingen wegzuziehen und ihm den ganzen Haushalt zu lassen. Der Untermieter war bereits gezogen, weil er die Frau in Schutz genommen hatte und nun um sein Leben fürchtete. Der Hauswirt hatte die Räumungslage gegen L. eingereicht: die

Hausbewohner fühlten sich bedroht. Sie waren auch des ewigen „Krachs“ überdrüssig. Alle sahen ein Unglück nahen. Wie es verhüten? Die einzige Rettung glaubte man in der natürlichen Beschützerin des Bürgers und der Hüterin der Ordnung, der Polizei finden zu können.

Ja, die Polizei! Der Untermieter überließ täglich das Polizeirevier. Die Nachbarinnen, Mutter und Sohn baten hier um Schutz. Die „Grünen“ erschienen in den letzten Tagen fast täglich in der Wohnung des L., weil dessen Frau, Sohn und Untermieter sich nicht mehr allein nach Hause trauten. Dem Wüterich wurde auch ein Revolver abgenommen. Trotzdem hieß es auf dem Revier: wir können nichts machen, erst muß ein Unglück geschehen. Die Frau stellte den Antrag, daß der Mann auf seinen Geisteszustand untersucht werde. Der Arzt ließ auf sich warten. Sie bat das Wohnungsamt, ihr eine andere Wohnung zuzuwiesen. Die Antwort lautete, erst müsse die Räumungslage entschieden werden. So hatten alle Instanzen versagt. Das Unglück mußte geschehen.

Die Schuld trifft weder Polizei noch Fürsorgeamt. Die Verantwortung trägt der Gesetzgeber. Es fehlt den Behörden die gesetzliche Handhabe, um einschreiten zu können. So entsteht die Forderung: ein Gesetz zustandezubringen, daß die Möglichkeit bietet, gegen gemeingefährliche Verbrecher und Kranke vorzugehen, gegen sie, bevor ein Verbrechen geschieht. Schutzhaft zu verhängen, sie durch dauernde Verwahrung unschädlich zu machen. Es gilt ferner die weiten Schichten der Bevölkerung durch Plakate und Ankündigungen im weitesten Maße anzuregen, daß sie in allen Lebensnötigen, insbesondere aber in Fällen, wo die Verhältnisse ähnlich wie im Hause L. liegen, sich an die Bezirksfürsorgeämter um Hilfe wenden. Es gilt schließlich, die Wohnungsämter anzuweisen, daß sie in solchen Fällen außer jeder Reihenfolge Zimmer anzuweisen haben.

Der 18jährige Werner L. hat menschliche Richter gefunden. Es hätte auch anders kommen können. Geschworene Richter hätten ihn in 10 Minuten freigesprochen, die drei Berufsrichter und die sechs Schöffen brauchten dazu eine ganze Stunde. Im Beratungszimmer mag wohl ein schwerer Kampf um den Angeklagten getobt haben. Wäre das Urteil anders ausgefallen, es gäbe außer dem getöteten Vater noch zwei zerstörte Leben. Werner L. und seine Mutter können von Glück sprechen. Irgendwo außerhalb Berlins und vielleicht auch in Berlin selbst hätten sich unter Umständen Richter gefunden, die geglaubt hätten, einen „Vatermord“ nicht ungestraft lassen zu müssen.

Unrecht hatte aber der Vorsitzende, als er glaubte andeuten zu müssen, daß die weltliche Erziehung des Jungen mit die Schuld am Ereignis trage. Es genügt ja ein kurzer Blick auf die Kriminalstatistik in katholischen Gegenden zu werfen, um sich davon zu überzeugen, daß gerade hier die Verbrechen gegen die Person besonders hohe Zahlen aufweisen. Und eben in den Kreisen der Bevölkerung, die sich vor den äußeren Formen der kirchlichen Religion zur inneren weltlichen Religiosität durchgerungen haben, kommen die Verbrechen gegen die Person nur äußerst selten vor.

Leo Rosenthal.

Die Mode und wir.

Der nachstehende Aufsatz mit seinen ungewohnten Gedankengängen wird sicher bei einem Teil unserer Leserinnen Widerspruch erregen. Immerhin halten wir ihn für wertvoll genug, ihn zur Diskussion zu stellen, ohne mit seinem Inhalt in allen Punkten übereinzustimmen. (Die Red.)

Wenn Gegner der bürgerlichen Welt, also Proletarier, Menschen der Jugendbewegung, linke Intellektuelle, das Gebiet der Mode, des Bubentopfes, der kurzen Röcke, der Jazz-Band und des Charlestons in ihren Diskussionen oder Randbemerkungen berühren, dann ähneln ihre Auffassungen in diesen Punkten oft mit Haarschärfe den Meinungen der Bürger, der Nationalisten, der Kirche. Da wird sie je nach Temperament der einzelnen bewußt, bespottet, verflucht und verdammt, sie, die internationale Mode, die Jugend in Seidenstör und Schimmstängeln, Pulllover und Girl-Gelüsten, die Geistlosigkeit und Unverschämtheit der heutigen Zeit. Bei solcher Kritik findet sich rechts und links — und dies scheint mir verdächtig. Natürlich sind die Motive der Behüter der bürgerlichen Sittlichkeit andere als der linken Leute, bei denen ein Minus von Konsequenz, ein Schutz Spießbürgertum und (insbesondere in der Jugendbewegung) eine gewisse Einseitigkeit und Anspaltung solch selbstsame Meinungsmeinheit mit unseren Gegnern herbeiführen.

Hand aufs Herz: Was haben wir für ein Interesse, daß die bürgerliche Sexualmoral durch die ziemlich unverhüllten Frauenkörper der Revue, durch die nackten Beine der Tiller-Girl, durch die eindeutigen Figuren der modernen Tänze und durch viele andere Erscheinungen der Mode nicht gefährdet wird? Mag sie doch zum Teufel gehen, diese muffige Sittlichkeit, die sich wie eine ekelhafte Schleimschicht über Europa zieht, die keinen frischen Wind, kein nacktes Fleisch, kein freies Wort vertragen kann! Nun, sie zerbröckelt; das Gekreis der Sittlichkeitsapostel ist der beste Fiebermesser für die sterbende Patientin. Wir aber sollen dabei erkennen, daß diese vorläufig kleine „Umwertung der Werte“ wohl in der unerbittlich fortschreitenden Zeitgeschichte wurzelt, indessen gerade die Mode (Mode im weiten Sinn) sozusagen ihr äußerliches Pendel ist und in ihrer Eigenschaft Kreise und Schichten erfasst, die weder

durch gelehrte Auseinandersetzungen, noch durch eindringlichste Propaganda eines neuen Gedankens, jemals erreicht, geschweige überzeugt würden.

Unseren Ideen ist die Mode sehr oft eine unbewusste, aber gewichtige Bundesgenossin. Beschimpfen wir sie deshalb nicht im Verein mit Kanzel, Beichtstuhl, Wochenblatt, Jünglings- und Jungfrauenbund, sondern bejahen sie dort, wo sie unbekümmert morsche Sittenschränke überspringt, die Bürger in ihrer heiligsten, traditionellen Auffassung verlegt. Ich kann den Großstadtmädchen mit ihren Puderquasten, nachgezogenen Augenbrauen, ausrafierten Nasen und Achselhöhlen, Mandarinenbrüstchen und kleinen Popos nicht böse sein. Ihr Horizont geht nicht über Modejournal, Valenzia und La de Putti hinaus und sie sind gewiß nicht unser Idealtyp. Aber die schlanke Figur, der Stich ins Männliche, die Voraussetzungslosigkeit, beweist mir, daß sie ihre Mütter überwunden haben, auf die ihnen zugedachte Rolle der ewig schwangeren Gattin, der liebevoll dienenden Hausfrau dankend verzichten, ihre Jungfräulichkeit keineswegs einer eventuellen Heirat reservieren und ihr ganzes Leben dafür zurechtstutzen wollen. Natürlich stachelt der Konkurrenzkampf um die Männer, in den die Fünfzehnjährigen heute mit den Fünf- und zwanzigjährigen treten, das Letzte an Raffinesse und Schönheitswillen hervor; doch ist dies eben nur ein Moment, welches die allgemeine Erscheinung mit verstärkt. Mode und damit verbundene Sport und Tanz weisen plötzlich wieder mit aller Deutlichkeit auf den Körper hin und was kein Arzt, kein Lehrer vermochte, den Mädchen Turnübungen und Gymnastik anzulernen, das hat der kurze Rock bis zum Knie mühelos erreicht.

Wie eine Bombe hat doch der Bubentopf gewirkt, als er modern wurde. Versempt, geächtet, als bolschewistisch verschrien, setzte er sich dessen ungeachtet durch, wurde zum deutlichsten Symbol des heutigen Weibes. Er mußte kommen, weil den Madonnenotypen in ihrer Kinderfülle, den behäbigen Ausmaßen Kubenscher Formen im zwanzigsten Jahrhundert höchstens noch ironische Bedeutung zukommt. Der Gegenpol des Bubentopfes z. B., aber auch sein Urgrund ist in der Geschichte der Haartracht unter dem Kapitel „Galante Zeit“ leicht nachzublättern. Damals, als der Kavaller in Aniepose und Perücke mit einer unnachahmlichen Verbeugung seine Geliebte zum Menuett engagierte, zu diesem Tanz erlesenster Zeremonie und höchster künstlerischer Logik, damals stand die Frau im weiten Reifrock und ausgesuchtester Grazie jenseits allen öffentlichen Lebens. In jener Zeit der Galanterie und Beschaulichkeit feierte denn auch die Frisierkunst ihren höchsten Triumph, der dann in der Fontange, dem oft über einen Meter hohen Kopfschmuck der Frau die Spitze erreichte und sich ins Groteske übersteigerte. Wie nun das graziose Menuett und das weiche sanfte Cello jene langsam stehende, anmutige Zeit widerspiegeln, so ist für unsere eintönige Hehlsjagd durch die Tage der Zweierteltakt des modernen Tanzes und die wimmernde, stöhnende, schreiende Rattlosigkeit der Jazzmusik symptomatisch. Und von diesem teuflischen Galopp wurde die Frau längst mitersaßt, weil das Leben an ihr nicht mehr wie im achtzehnten Jahrhundert panoramafast vorüberzieht, sondern sie heute in Bezirke eintrat, die früher nur der Mann ausfüllte.

All diese „Keheereien“ sollen nicht die Mode verteidigen, daß sich z. B. sklavisch alle Männer in Knickerbockers werfen, alle Frauen sich Stonkops schneiden lassen, ohne Rücksicht auf persönlichen Geschmack und eigene Wirkung. Sie bedeuten auch keinen Freibrief für die Unzahl jener Sorte Mädchen, die um des lieben Vergnügens und Ruhes wegen mit reaktionären Studenten und gut pomadierten Aufsichtsratssohnchen bei rottem Lampenschimmer flirtet (und nicht nur dies allein), während die Eltern im harten sozialen Kampf gerade mit dem Bedrückter stehen, dessen privates Lustobjekt ihre Töchter abgeben. Nur angebeutet soll hier sein, daß der tiefere Zug in der Mode nicht das Gehirnprodukt eines Pariser oder New-Yorker Schneiders ist und das Thema Mode, sich auch von anderen Seiten beleuchten läßt, als es in unseren Lagern meistens geschieht. **Wilhelm Kristl.**

Organisationsgrundsätze der Hebammen.

Zu den Berufen, die im Laufe der letzten dreißig Jahre in gründlichster Weise sich gewandelt haben und die noch in einer dauernden Wandlung begriffen sind, gehört der Hebammenberuf. Die Hebamme der früheren Tage vereinbarte als völlig freier Arbeiter mit ihren Patienten die Tage der Entbindung und zog auch „Taufgelde“ ein, die die Paten ihr bei der Taufe in irgendeiner Form als wenig verschleiertes Trintgeld schenkten, diese Hebamme existiert fast nicht mehr. Die Mehrzahl der Gebärenden ist einer Krankenversicherung angeschlossen, so daß für diese Entbindungen die durch die Verordnung vom 8. Oktober 1926 zu zahlenden Sätze in Betracht kommen; dabei ist es ein Fortschritt, daß dieses Geld neuerdings von den Krankenkassen nicht mehr an die Versicherte, sondern an die Hebamme direkt gezahlt wird.

Dennoch ist die Stellung der Hebamme im ganzen heute noch sehr zwitterhaft: Einestheils untersteht sie besonderen, staatlichen Regelungen, andererseits wird sie als frei Erwerbende betrachtet.

Die Entwicklung weist auf eine immer weitergehende Verstaatlichung des gesamten Heilwesens. Die immer mehr verlängerte Ausbildungszeit, die Einführung der Pflichtfortbildungskurse für Hebammen bringen es zwangsläufig mit sich, daß nicht, wie einer der reaktionären Hebammenverbände kürzlich forderte, „nur Frauen und Mütter“ sich diesem Berufe widmen dürfen, sondern daß mindestens die Zeit der Ausbildung (die jetzt 1½ Jahre beträgt) in einer Periode liegen muß, in der die künftige Hebamme noch nicht für eine Familie zu sorgen hat. Selbstverständlich soll damit nicht das Gegenstück zu dem berichtigten Lehrerinnenstatus geschaffen werden, sondern es ist zu fordern, daß in Zukunft auch verheiratete Hebammen, wie heute schon die Ärzte, ohne Logiszwang und mit geregelter Arbeitszeit in Krankenhäusern und Entbindungsanstalten angestellt werden, ebenso, daß ihnen für die Zeit ihrer Fortbildung vom Arbeitgeber oder direkt vom Staat eine entsprechende Entschädigung gezahlt wird. Diese dringenden Notwendigkeiten, wie der reichsgesetzlichen Regelung der Ausbildung, der Bezahlung und der Uebernahme der Entbindungskosten beweist, wie der Beruf der Hebammen jetzt „zwischen den Zeiten“ steht; und es ist ganz erklärlich, daß sich darum gerade in ihm alle Erscheinungen der Berührung wie des neuen Aufbaues zeigen.

Es gibt nicht weniger als vier Berufsvereinigungen der Hebammen in Deutschland. Drei davon sind sogenannte Standesvereinigungen, die in künstlerischer Beschränkung und Festhalten am „guten Alten“ das Heil des Berufes sehen. Bei jeder Tagung wird von neuem festgelegt, daß „uneheliche Mütter im Interesse der Reinhaltung des Standes“ nicht zur Hebammenschaft zugelassen werden dürfen, oder es wird gegen die Ausbildung „später Mädchen“ entrüstet protestiert. Alle diese Verbände stehen prinzipiell auf dem Boden der „freien“ Tätigkeit und suchen nur den Kreis der Berufsmitglieder möglichst eng zu halten, ohne zu sehen, daß die neue Zeit auch für den Hebammenstand zwangsläufig neue Lebensbedingungen schafft. Wenn diese Verbände Beispiele anführen, wie die Ueberlastung einer Hebamme in einem von einem religiösen Verein unterhaltenen Entbindungsheim oder wie die geringe Zahl von Entbindungen, die in jährlichem Durchschnitt auf eine Hebamme entfallen — jetzt sind es fünfzehn —, so sollte ihnen das der Anlaß sein, sich darauf zu besinnen, daß neue Wege nötig sind, um die Berufsinteressen der Hebammen mit den Allgemeininteressen in Einklang zu bringen.

Die fortschrittlichen Elemente des Hebammenberufes haben sich der Sektion „Gesundheitswesen“ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter angeschlossen: es ist der Deutsche Hebammenbund. Nur er allein ist als eine auf gewerkschaftlichem Boden stehende Vereinigung anzusehen. Er fordert feste Anstellung der Hebammen durch den Staat und ausreichende Befoldung nach Ziffer VI, ausreichende Kranken- und Altersversorgung und Einbeziehung in die Unfallversicherung, Verlängerung der Ausbildungsdauer von 1½ auf 3 Jahre unter Einbeziehung der Säuglings- und Krankenpflege, obligatorische Fortbildungskurse, bei denen die Schölerinnen ausreichend entschädigt werden. Dies sind die Grundsätze, mit denen die Krise des Hebammenberufes allein überwunden werden kann. **R. G.**

Zunahme der Ehescheidungen.

Vor dem Krieg kamen auf je 100 000 Einwohner alljährlich etwa 20 bis 26 Ehescheidungen. Während des Krieges sind diese Zahlen sehr gestiegen und nach dem Krieg rapid emporgeschnitten. Schon im Jahr 1919 steigerte sich die Zahl auf 36,2. Nach den neuesten, jetzt veröffentlichten Statistiken aus dem Jahre 1924 ist die Zahl der Ehescheidungen von ihrer Nachkriegshöhe kaum zurückgegangen. Sie verlief viel mehr wie folgt:

1920	59,1
1921	62,9
1922	59,7
1923	55,9
1924	57,8

Unfänglich viel Menschenfeld drückt sich in diesen nüchternen Zahlen aus. Ganz besonders von den Frauen kann man voraussetzen, daß nur die allerschmerzlichsten Erlebnisse bis zur Trennung ihrer Ehe führten.

Freilich kann man die verhältnismäßig hohen Zahlen der Ehescheidungen auch unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß die Zahl der Frauen im Zunehmen begriffen ist, denen es ihr starker Geltungswillen und ihre größere wirtschaftliche Selbstständigkeit ermöglicht, sich aus ihrer unglücklichen Ehe herauszuretten und sich freiere Bedingungen für ein glücklicheres Leben zu schaffen.

Jede Frau weiß zudem aus ihrem eigenen Bekanntenkreis, wie häufig noch Ehen zusammengehalten werden durch die Schwierigkeiten und Kosten, die mit einer gerichtlichen Ehescheidung verknüpft sind. Solche Ehen bedeuten für beide Partner meist ein wahres Höllenleben. Es wäre zu wünschen, daß sich für die unausgesehen Bemühungen der Sozialdemokratischen Partei um Erleichterung der Ehescheidung über die Ehescheidung endlich im Reichstag die notwendige Mehrheit finde.

Keine „Fräulein“ mehr in Dänemark. Infolge der fortgesetzten eifrigen Propaganda der dänischen Frauenbewegung hat die Regierung eine Verfügung erlassen, nach der künftig alle weiblichen Personen auf allen öffentlichen Dokumenten als Frau zu bezeichnen sind.